

Als sie weiterzogen, kam er in ein Dorf. Da war eine Frau mit Namen Marta, die nahm ihn auf. Sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seiner Rede zu. Marta aber hatte alle Hände voll zu tun, um ihm zu dienen. Und sie trat heran und sagte: Herr, fragst du nicht danach, daß mich meine Schwester allein dienen läßt? Sage ihr doch, daß sie mir helfen soll! Der Herr aber antwortete ihr: Marta, Marta, du hast viel Sorge und Mühe. Eins aber ist nötig. Maria hat nämlich das Bessere gewählt; das soll ihr nicht genommen werden.

Lukas 10, 38–42

Unser Thema bezieht sein Stichwort aus der bekannten Geschichte von Maria und Marta. Jesus weilt im Haus der Marta, die sich, wie es dem Gastgeber gebührt, viel Mühe um das leibliche Wohl des Gastes macht, während ihre Schwester Maria sich zu Jesu Füßen niederläßt und ihm zuhört. Als Marta dies Idyll stört und Jesus mit spürbarer Entrüstung bittet, Maria aufzufordern, ihr zuerst bei der Arbeit zu helfen, bekommt sie zur Antwort: »Marta, Marta, du machst dir Sorge und Mühe um vieles; Eines aber ist nötig! Maria hat das gute Teil erwählt; es soll nicht von ihr genommen werden.« Das ist eine nicht leicht verständliche Antwort Jesu.

Einverstanden?

Die Szene selbst ist allerdings deutlich. Die Alternative wird klar gestellt. Martas Einwand ist begreiflich. Sie kann auf unsere Sympathie rechnen. Aber Jesu Stellungnahme gegen ihre Einschätzung der Situation und sein ›Ja‹ zu der Handlungsweise der Maria sind unmißverständlich, kompromißlos, ›parteilich‹ –, wie man heute sagen würde.

Die Verständnisschwierigkeiten liegen also nicht in einer Undeutlichkeit der

Darstellung. Im Gegenteil! Weil die Darstellung an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, bereitet sie unserem Verständnis Schwierigkeiten. ›Verstehen‹ heißt ja mehr, als etwas deutlich zu beobachten. ›Verstehen‹ zielt auf Einverständnis, und in *diesem* Bereich des Verstehens liegen unsere Verständnisschwierigkeiten. Wir sind gehemmt, uns ohne weiteres mit dem Urteil Jesu über Maria – und damit über Marta – einverstanden zu erklären. Unsere Sympathien sind zumindest geteilt. Ein vermittelndes Urteil Jesu käme unserem Urteilen mehr entgegen als seine deutliche Parteinahme für das Verhalten der Maria.

Ich erinnere mich, vor Jahren diese Geschichte einmal im Kindergottesdienst erzählt zu haben. Ich folgte dem Duktus des Textes und baute die Szene deutlich auf: hier die geschäftige, liebevolle Marta; dort die still lauschende Maria. Ich setzte das Verhalten der Geschwister deutlich voneinander ab, um die Antwort Jesu, die dieser Alternative bedarf, vorzubereiten. Zugleich konnte ich nicht umhin, die Beschäftigung *beider* Schwestern ohne Einschränkung als positiv, als gut und lobenswert zu beschreiben. Dann unterbrach ich die erzählende Darbietung und fragte die Kinder, wie die beiden sich ihrer Meinung nach hätten verhalten sollen. Nach kurzer Pause meldete sich ein gewitztes

Mädchen und antwortete: sie hätten Jesus mit in die Küche nehmen sollen.

Das war eine intelligente Antwort der praktischen Vernunft, die mir freilich das Konzept meiner Katechese völlig verdarb, denn ich mußte ja für das klare Entweder-Oder der Antwort Jesu Verständnis erwecken. Ich half mir mehr schlecht als recht mit der Auskunft, daß es in den palästinischen Häusern jener Zeit besondere Küchen nicht gab und sich die Szene ohnedies in dem einen und selben Raum des Hauses der Marta abgespielt habe. Aber damit war die theologische Verlegenheit nicht beseitigt. Daß Jesus zwischen den Interessen der Maria und denen der Marta einen Ausgleich herzustellen habe, leuchtete den Kindern jedenfalls mehr ein als Jesu eindeutiges Lob der Maria.

Damit sind sie in guter Gesellschaft. Von Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf stammt das Lied:

»Herr, dein Wort, die edle Gabe,
diesen Schatz erhalte mir . . .«,
dessen zweite Strophe, von seinem Schüler Christian Gregor hinzugedichtet, endet:

»Laß mich eifrig sein beflissen,
dir zu dienen früh und spat,
und zugleich zu deinen Füßen
sitzen, wie Maria tat.«

Das so einleuchtende ›zugleich‹ verschluckt das harte Entweder-Oder der biblischen

Aussage und hat über das Gesangbuch vermutlich stärker gewirkt als die Schroffheit der lukanischen Erzählung.

Geschieht das am grünen Holz, kann man sich über entsprechende Erscheinungen am dünnen nicht wundern. Der Beginn des Johannesevangeliums – »Im Anfang war das Wort« – entspricht zweifellos der Auszeichnung, die Maria durch Jesus empfängt. Als Goethe seinen Faust im Studierzimmer diese Verse in sein »geliebtes Deutsch« übersetzen läßt, stockt er deshalb schon bei dem ersten Satz:

»Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,

ich muß es anders übersetzen.«

Er überlegt hin und her, und schließlich heißt es:

»Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat

und schreibe getrost: Im Anfang war die Tat!«

Hier wird kaum noch das »zugleich« gewahrt, vielmehr verdrängt die Tat das Wort; die tätige Marta erhält den eindeutigen Vorzug vor der hörenden Maria. Ist dies nicht einleuchtender und verständlicher als die schroffe Abweisung, die Marta mit ihrem Anspruch durch Jesus erfährt?

Diakonie

Man sollte sich das hier auftauchende Problem nicht dadurch erleichtern, daß man versucht, dem Tun Martas irgendwelche Schattenseiten anzufügen; bildlich gesprochen: Haare in der Suppe zu finden, die sie für Jesus zubereitet. Davon spricht die Erzählung nicht.

Martas Tun ist rundherum lobenswert. Es wird im Urtext nicht von ungefähr zweimal mit dem Begriff »Diakonie« beschrieben. Dies Wort dient in der neutestamentlichen Sprache vor allem zur Bezeichnung des Tischdienstes, der gastfreundlichen Bewirtung. Schon in dieser Bedeutung verdient das Tun der Marta höchstes Lob. Gehört doch die Gastfreundschaft in der frühen Kirche zu den einen Christen schlechthin verpflichtenden Verhaltensweisen. Längst aber hatte der Begriff »Diakonie« in der frühen Christenheit einen weit darüber hinausgehenden Sinn bekommen. Er bezeichnete den christlichen Liebedienst überhaupt, den selbstlosen Einsatz für die Gemeinde und das Wohl ihrer Glieder, die karitative Tätigkeit, das »praktische« Christentum (vgl. Lk 8,3). Unsere Rede vom diakonischen Werk und Auftrag der Kirche steht in unmittelbarem Zusammenhang mit diesem neutestamentlichen Sprachgebrauch. Man kann Marta eine urchristliche Diakonisse nen-

nen (vgl. Röm 16,1f).

Damit aber wird die Situation unserer Erzählung ihrer Zufälligkeit entnommen und in grundsätzliche Bedeutung erhoben. Im Haus der Marta versammelt sich eine kleine christliche Gemeinde – die Gemeinden der frühen Zeit waren allesamt klein und versammelten sich in den Häusern –, und es stellt sich das Problem, ob in der Gemeinde dem Tun vor dem Hören, der Diakonie vor dem Wort der erste Rang zukommt. Diese Frage beantwortet Jesus mit der Auskunft, eines sei nötig, das Hören, und er gibt diese Auskunft auch gegenüber dem besten allen denkbaren Tuns, dem diakonischen Dienst der Christen, dem Marta sich mit ganzem Fleiß widmet.

An Martas Tun ist nichts tadelnswert. Jesus tadelt sie auch nicht. Das »Marta, Marta, du machst dir Sorge und Mühe um vieles« klingt eher respektvoll, und Jesus wehrt dem nicht, was sie tut. Aber er weist ihrer Mühe im Verhältnis zum Hören der Maria den zweiten Platz zu. Ist beider Verhalten so schlechterdings gut, daß keines besser sein könnte, so ist dennoch das Hören das bessere Verhalten, das unbedingten Vorrang hat; es ist das Eine, was nötig ist.

Leicht zu verstehen ist das auch nach Ausweis unseres alltäglichen Verhaltens nicht.

Wir handeln anders

Was lesen wir in unseren Todesanzeigen, also dort, wo ein letztes, umfassendes Wort über den Menschen gesagt wird? Wir lesen, daß der Verstorbene sich unermüdlich für die Seinen aufgeopfert habe in Liebe, Mühsal und Fleiß. Das Höchste, das wir über einen Menschen zu sagen wissen, ist: Er war wie Marta.

Die Generation der Väter hat, als sie aus dem Krieg kam, die Ärmel aufgekrempt und das zerstörte Land aufgebaut: Eine funktionierende Demokratie, verbreiteter Wohlstand, soziale Sicherheit und eine freiheitliche Gesellschaft sind das Ergebnis. Eine erfolgreiche Generation! Eine Generation, die sich Sorge und Mühe um vieles gemacht hat. Darauf kann sie stolz sein. Aber auch die Summe aller Leistungen führt nicht zu dem Einen, was not ist. Wer von uns spürte das nicht! Wir sind mit unserem fleißigen Tun weit gekommen und zugleich stehengeblieben. Die Generation der Kinder ist darum auch mit den Vätern nicht zufrieden. Freilich lautet der Vorwurf der Kinder nicht, die Eltern hätten zu viel getan, sondern sie hätten noch nicht genug getan: Sie hätten versäumt, die Segnungen des Wohlstandes gerecht und weltweit zu verteilen. Den Vätern schallt der Ruf nach Marta, nach mehr Diakonie entgegen.

Erfüllt er nicht weithin auch unsere Kirchen? Wird nicht auf die Frage, was Jesus eigentlich und letztlich wollte und sollte, bis weit in Theologie und Predigt hinein die Antwort gegeben: daß wir uns viel Sorge und Mühe machen! Um die Benachteiligten und Ausgebeuteten, die Armen und Ausgestoßenen, die Unterdrückten und Gefangenen in der Nähe und in der Ferne. Begegnet Jesus nicht in unseren Kirchen vor allem oder gar nur als der vorbildliche Lehrer, der so, wie Marta es von ihm wünscht, uns sagt, wir sollten es auch angreifen — das große Werk der Liebe, das allen Menschen dasselbe Wohl bringt und alle Finsternis aus der Welt hinaustreibt?

Wenn es so ist, setzt Jesus dem sein beharrliches ›Eins aber ist not‹ entgegen, das so schwer einleuchtet, weil er uns damit nicht etwa vor die Entscheidung zwischen Gut und Böse oder zwischen Glaube und Unglaube stellt — solche Entscheidungen wären leicht verständlich. Aber was Marta tut und was wir in ihrem Sinn und Geist tun, ist etwas Gutes und Nötiges — und doch nicht das Eine, das not ist. Was sie tut, ist im Glauben verwurzelt — sie tut es für Jesus! —, und der entsprechende Dienst frommer Liebe ist — Gott sei Dank! — bis heute nicht ausgestorben. Aber er ist nicht das Eine, das not ist.

Woher lebt der Mensch?

Die Auseinandersetzung zwischen Marta und Maria spiegelt die Grundfrage allen menschlichen Daseins wider, zwar nicht jenseits von Gut und Böse, wohl aber das Gute und das Böse, das Religiöse und das Unreligiöse umfassend, die Frage nämlich, ob der Mensch, sei es fromm, sei es unfromm, sei es im Guten, sei es im Bösen, das Leben — und den Tod — aus sich selbst hat, aus seinem Werk, aus seinen Taten, oder ob er aus dem lebt, was ihm begegnet, biblisch gesprochen: aus der Gnade, oder mit unserer Geschichte geredet: aus dem Hören. Denn ›Hören‹ und ›Empfangen‹ und ›Gnade‹ sind nur verschiedene Worte für denselben Sachverhalt.

Das Hören der Maria meint ja nicht, daß sie dies oder jenes hört. Hätte sie z. B. zu hören bekommen, sie möchte ihrer Schwester mit Sorge und Mühe beispringen, wäre auch Marta mit diesem Hören ganz zufrieden gewesen. Aber wir erfahren mit gutem Grund gar nicht, was Maria gehört hat, und es kommt für unsere Geschichte auch gar nicht auf das an, was sie hörte. Daß sie hört, beschreibt anschaulich, wie sie sich selbst und damit das menschliche Leben überhaupt und in seinem Grund und Ursprung einschätzt und versteht: Der Mensch lebt, wenn er in Wahrheit

lebt, als Empfangender.

Das ist keine allgemeine Wahrheit. Allgemein und naheliegend ist die Meinung, daß wir sind, was wir aus uns machen.

Daß wir in Wahrheit Empfangende sind, ist eine Botschaft, die den Kreis unseres Lebens von außen aufbricht. Diese Wahrheit ist darum eine Wahrheit des Glaubens, die nur er-lebt werden kann, indem ich mich auf die Kunde von dieser Wahrheit einlasse, deren Garant Jesus Christus ist, und im Ereignis eines hörenden Lebens diese Wahrheit ergreife und – so – auch begreife.

Gewiß ist es zu solchem Ergreifen und Begreifen hilfreich, daß wir uns auf unsere Grenzen hinweisen lassen, und als gewisseste Grenze steht der Tod vor uns allen. Daß das Totenhemd keine Taschen hat, ist eine auch biblisch begegnende Wahrheit; »denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum werden wir auch nichts hinausbringen« (1Tim 6,7). Aber diese Einsicht führt noch nicht notwendig dazu, daß wir beginnen, als Empfangende zu leben. In den römischen Speisesälen zur Zeit Jesu pflegte ein Skelett abgebildet zu sein, dem die Worte beigegeben waren: »Erkenne dich selbst.« Aber das hieß: »Lasset uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot« (vgl. 1Kor 15,32). Kein Wunder, daß unter solchem Vorzeichen der Tod den Menschen nicht in seine

Schranken wies, sondern zu größter Tat anspornte: Ein heroischer Tod galt als Krönung eines tätigen Lebens. Damit verglichen liegt es biblischem Denken näher, wenn ein Philosoph unserer Tage den Menschen anleitete, zu seinem Tode vorzulaufen, um angesichts dieser seiner Grenze die Bedeutung des Augenblicks zu erfassen, in dem wir jeweils leben. Aber daß ›je und je leben‹ in Wahrheit heißt, aus der Gnade leben, das kann der Philosoph nicht mehr sagen, wenn er aus seinen Kenntnissen spricht; das kann auch er nur ›glauben‹.

Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, richtig zu verstehen, was ›Gnade‹ – also das Eine, was not ist – heißt. ›Gnade‹ meint ja nicht die gönnerhafte Geste dessen, der großzügig über unsere Fehler und Mängel hinwegsieht. Gewiß, das meint ›Gnade‹ auch; wer aus der Gnade lebt, darf sich auch der Vergebung seiner Sünden getrösten. Aber ›Gnade‹ erlaubt dem Menschen viel mehr. Sie erlaubt ihm nämlich, auf das Abwägen von Leistungen und Versäumnissen, von guten und schlechten Werken überhaupt zu verzichten, weil wir aus dem einen nicht leben und an dem anderen nicht verderben, sondern Leben und Tod nach dem Willen dessen haben, in dessen Händen wir mit all unserem Tun und Lassen liegen, und der uns das Leben verheißt, wenn wir uns

mit unseren Taten und Untaten in seine Hände legen.

Säkularisierung

In der Reformationszeit wurde dies Problem zwischen der alten römischen Kirche und der neuen evangelischen Richtung, die sich auf die ursprüngliche christliche Wahrheit berief, ausgekämpft. Gnade und Dienst – im Sinne von ›Verdienst‹ – waren die Stichworte dieser Auseinandersetzung. Auf der Suche nach der Gewißheit des Heils, das heißt nach dem tragenden Grund seines Lebens, fand Luther in der Heiligen Schrift die ihn überführende Botschaft von der Gnade, welche ihm erlaubte, Gottes Erbarmen als die Wahrheit des menschlichen Lebens anzuerkennen und das eigene Wollen und Laufen, Tun und Lassen, Leisten und Versagen diesem Erbarmen unterzuordnen.

Jene Auseinandersetzung fand innerhalb der christlichen Kirche statt. Im Stand der Gnade und im Stand der Werke sah sich der Mensch vor *Gott* gestellt. Inzwischen hat sich die Fragestellung in doppelter Hinsicht verschoben.

Einerseits ist das Problem Maria oder Marta, Gnade oder (Ver-)Dienst nicht mehr *zwischen* den Konfessionen strittig, sondern *in* den Konfessionen. Heute kann

man auch in der katholischen Kirche hören, die *Gnade* sei das Eine, was not sei, und in der evangelischen Kirche können die *Werke* an die erste Stelle gesetzt werden.

Zum anderen aber ist unser Problem in der Neuzeit in den Sog der Säkularisierung geraten. Es hat sich dadurch verschärft. Wo Gott überhaupt aus dem Horizont des Daseins verschwindet, gibt es auch die Möglichkeit des Lebens aus der Gnade nicht mehr. Der Mensch ist zwangsläufig auf seine Werke verwiesen. Aber mit seinen Werken steht er nicht mehr vor Gott. Damit hat sich auch die Bedeutung der Werke verändert.

Der Fromme in früherer Zeit, der sich auf seine Werke verließ, sorgte sich um das Heil seiner Seele; die Welt als ganze wußte er in Gottes Hand. Der moderne Mensch muß dagegen mit seinen Werken auch das Heil der Welt besorgen.

Der Fromme in früherer Zeit konnte auch im Vertrauen auf sein Verdienst *gegenwärtig* leben; die Zukunft war Gottes Sorge. Der moderne Mensch dagegen sieht die Zukunft allein als sein Werk an.

Der Fromme in früherer Zeit brauchte auch dann, wenn er seinen Werken den entscheidenden Platz einräumte, damit nicht den Sinn der Welt zu besorgen; dieser Sinn war durch Gott vorgegeben. Der moderne Mensch dagegen muß mit seinen

Werken allererst den Sinn in die Welt bringen. Die Kehrseite dieser Entwicklung sind Nihilismus und Resignation, der Zweifel an Sinn überhaupt.

Der Fromme in früherer Zeit rechnete auch in seiner Werkgerechtigkeit dennoch mit der Gnade, nämlich mit jener Gnade, die *dem* zur Hilfe kommt, der sich immer strebend bemüht. Er konnte auch da, wo er mit seinen Werken scheiterte, noch Hoffnung haben. Der moderne Mensch lebt in einer gnadenlosen Welt und steht mit seinen Werken vor der Frage des Alles oder Nichts. Er hält alles in seiner Hand, aber niemand ist mehr da, der ihn hält. Die Ansprüche an die Werke des Menschen, der sich endgültig auf den Thron Gottes gesetzt hat, sind ins Unermeßliche gestiegen. Um so nötiger hat er die Botschaft von dem Einen, das not ist, die Botschaft der Gnade, die uns von dem Fluch unserer Werke, der tödlich geworden ist, befreit.

Wo der Mensch den Platz Gottes eingenommen hat, kann er nicht mehr zugeben, daß er ein schwaches, irrendes Wesen ist. Seine Gedanken müssen vom Himmel her gedacht, seine Pläne wie von einem göttlichen Baumeister gemacht sein. Er wird zum moralischen Rigoristen, der selbst niemandem, dem aber alle Rechenhaft schuldig sind. Deshalb wachen unter uns die Utopien einer heilen

Welt auf, die man Realutopien nennt, weil sie angeblich verwirklicht werden können. Die Schuld am Ausbleiben solcher Verwirklichung wird bestimmten Menschengruppen zugeschoben: den Juden, den Weißen, den Kapitalisten, den Technokraten, den Bürokraten usw., die man mit Gewalt bekämpfen muß. Sind die Hindernisse weggeräumt, wird angeblich das Goldene Zeitalter sichtbar. So beginnt der Weg zum vollkommenen Heil der Welt mit einer Kette von Unheil. Unsere Generation weiß darum, und sie weiß auch, daß die Erwartungen auf die heile Welt nicht in Erfüllung gehen. Das Wort der Gnade sagt demgegenüber, daß das Heil der Welt nicht dem Tun unserer Hände verheißen ist, sondern den Menschen, die sich in Ansehung ihrer Nichtigkeit von Gott angenommen wissen und die es darum nicht nötig haben, mit ihren unheiligen Händen dem Heil nachzujagen und ständig Sündenböcke für die unvollkommene Gesellschaft zu suchen, die man ausschalten muß, um dem Himmel auf Erden näherzukommen.

Veränderung

Zu den Schlagworten einer Zeit, die den Werken mehr als je verfallen ist, gehört das Wort ›Veränderung‹, seit Karl Marx

erklärte, die Denker vor ihm hätten die Welt nur verschieden interpretiert; er sei gekommen, die Wege zu ihrer Veränderung zu weisen. So hat das Schlagwort ›Veränderung‹ seinen Weg bis in moderne Glaubensbekenntnisse gefunden, wenn Jesus als der bekannt wird, welcher angeblich »an der Veränderung aller Zustände arbeitete«. Veränderung ist demnach ein an sich gutes, ein heiliges Werk; Festhalten und Bewahren sind dagegen an sich vom Übel. Die Vergangenheit gilt als böse, verteuelt; die Zukunft liegt voller Heil. Im Hintergrund solchen Denkens steht nicht nur das Leiden am Zustand der Welt, das von Veränderung nur Verbesserung erwartet, sondern auch die Überzeugung, der Mensch könne bei gutem Willen durch seine Taten eine heile und gerechte Welt herstellen. So wird ›verändern‹ zu dem Einen, das not ist. Der Mensch, der aus der Gnade lebt, teilt diese Weltanschauung nicht. Für ihn sind Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleich unmittelbar zu Gott, gefüllt mit der gleichen menschlichen Schuld und derselben göttlichen Geduld und Bewahrung. Er vermag darum nicht zu erkennen, daß seiner eigenen Hände Werk, die so viel Unheil in die Welt gebracht haben, nun auf einmal die Welt aus einem heillosen in einen heilvollen Zustand überführen könnte. Deshalb kann er auch die Verän-

derung als solche nicht heiligen — sie kann zum Besseren wie zum Schlechteren führen —, sondern hält sich für Verändern und Bewahren gleich offen, je nach dem, was ihm konkret als das Bessere erscheint. ›Konservativ‹ und ›progressiv‹ sind für ihn keine einander ausschließenden Gegensätze. Das ganz Gute schafft er mit seinen Werken ohnedies nicht; ganz gut ist allein die Botschaft, daß er in aller Unvollkommenheit und Schuld aus der Gnade Gottes leben darf.

Damit hängt zusammen, daß der moderne Mensch, der aus seinen Werken leben muß, wie die Vergangenheit so auch die Gegenwart in einer verzweifelten Weise verachtet. Er muß ja erst die Bedingungen für ein sinnvolles Leben schaffen. Noch lebt er nicht wirklich, sondern er hofft zu leben, und seine Werke sind Mittel zu dem Zweck, das Hoffungsziel zu erreichen. Weil aber seine Werke zugleich die Hoffnung begründen, wird er die Angst nie los, daß sein Tun umsonst sein könnte. So jagt er, von Angst und Hoffnung getrieben, dem Glück nach, ohne jemals glücklich zu sein, und eilt, die Vergangenheit verachtend, der Zukunft zu, ohne jemals in der Gegenwart ausruhen zu können.

Wer aus der Gnade lebt, darf schon heute mit gutem Gewissen leben. Er lebt ja nicht aus seinen unvollkommenen Werken,

sondern aus der vollkommenen Zusage Gottes: Ich bin mit dir. Diese Zusage ist sein Leben, wie immer sein Tun und Lassen, sein Lieben und Leiden sein mögen, und nie – auch mit den besten Werken nicht – wird sein Leben auf einem besseren Grund ruhen als auf dieser Zusage. So darf er heute das Heil ergreifen, Gott die Ehre geben und die Zeit auskaufen, die ihm als Zeit der Gnade gegeben wird.

Scheitern

Und weiter: Der Mensch, der in einer gnadenlosen Welt aus seinen Werken leben muß, darf nicht scheitern. Denn wenn er scheitert, fällt er ins Nichts. So lebt er denn zwischen dem Nihilismus einerseits und dem Glauben an den Übermenschen andererseits; Nietzsche hat diese neuzeitliche Existenz bis zum Wahnsinn durchlitten.

Wer aus der Gnade lebt, darf scheitern. Ja, aus der Gnade leben heißt, *als* Scheitern der zu leben in der Einsicht, daß selbst unsere vollkommensten Werke nicht über den Tod hinaustragen. Die Gnade bringt heilvolle Gelassenheit in eine aufgeregte Welt. Sie führt nicht in Frustrationen, sondern hat diese schon hinter sich und macht darum eine unvollkommene Welt wohnlich. Ist es doch oft der Eifer derer,

die nicht scheitern dürfen, der Verderben in die Welt trägt. Wie oft ernten wir das ganz Böse, weil wir uns anmaßen, das ganz Guten mächtig zu sein. Und ist nicht auch die Flucht in die Flüchtigkeit, in den sinnlosen Genuß des zufälligen Augenblicks, der Weg der Scheiternden, für die nichts Bestand hat?

Das Eine, das not ist, ist unserer Zeit also so nötig wie der Zeit von Maria und Marta: das Wort der Gnade. Wir wissen nicht, wohin der Weg dieser Welt führt. Sie verändert sich wie von selbst so schnell, daß wir mit unseren Versuchen, die veränderte Welt auch nur zu verstehen, hoffnungslos ins Hintertreffen geraten sind.

Aber wenn schon der Versuch des *frommen* Menschen, vor Gott aus den eigenen Werken zu leben, ihm den Tod brachte, so steht zu befürchten, daß der im Zeichen des Todes Gottes unternommene Versuch, die Welt mit menschlicher Kraft und Weisheit in das Leben zu führen, die apokalyptische Katastrophe heraufführt. Vorspiele davon haben wir in unserer Generation zur Genüge erlebt, und die Mittel einer vielfachen Vernichtung sind unter uns aufgehäuft.

Man versteht, daß die vorwurfsvolle Bitte der Marta angesichts dieser unserer Situation unter denen, die Martas Weg weitergehen, zu einem fordernden Appell ge-

worden ist: Wir möchten es alle mit angreifen und uns, mit Sorge und Mühe, viel zu schaffen machen, um das Unheil abzuwenden und das Heil heraufzuführen. Aber wir müssen uns sagen lassen, daß dieser gut gemeinte Appell nicht der beste Teil, nicht das Eine ist, was unsere Not wendet. Und in der Tat: Was anderes können wir vom Menschen erwarten als das Menschliche? Wer ihn zum Gott erhebt, macht ihn zum Teufel. Der Mensch ist keine Alternative zwischen Gott und Widergott.

Nötiger als je ist das Eine, das not tut, das Wort der Gnade. Es garantiert dieser vergänglichen Welt keinen ewigen Frieden und kein äußeres Glück in ungetrübter Seligkeit. Aber es erlaubt uns Freude auch im Leide, Gelassenheit statt Aufgeregtheit, Realismus anstelle von Utopien, Wahrheit statt Lüge; es bringt uns Leben auch im Scheitern, im Verhängnis, im Tod. Es befreit uns von der tödlichen Last, Heilbringer sein zu müssen, und bringt uns so das Heil. Das Wort der Gnade stellt auch die Welt in den einzigen Raum, der Zukunft hat, in den Raum der Zukunft Gottes.

Glaube und Liebe

Man hat dieser christlichen Botschaft der Gnade zu Zeiten Dekadenz vorgeworfen, Knechtsgesinnung, Menschenverachtung. Der Übermensch, der arische Mensch, der Mensch mit Selbstachtung könne dem Christentum nur ein unbedingtes ›Nein‹ entgegensetzen. Solche Stimmen hört man heute wenig. Wir haben zu nachdrücklich erlebt, wessen die Menschengötter fähig sind, die das Rad der Weltgeschichte in ihre Hand nehmen, um sie zur Heilsgeschichte zu kehren.

Aber es ist heute üblich geworden, der Maria und denen, die auf ihrem Wege sind, vorzuwerfen, sie beschränkten sich auf die Pflege ihrer frommen Innerlichkeit und vernachlässigten die Aufgaben der Liebe, der Diakonie, der Weltveränderung. Marta steht dagegen um dieser Aufgaben willen hoch im Kurs.

Unbeeindruckt von diesen beachtlichen Argumenten der Marta und für Marta stellt Jesus sich auf die Seite der Maria. Sein Wort, auf das Maria hört, bringt ja gerade Freiheit mitten in die Unfreiheit, Reichtum mitten in die Armut, Leben mitten in den Tod. Ich weiß: Wem es gut geht, der hat hier leicht reden. Aber auch er darf die Wahrheit nicht unterschlagen: Jesus ist nicht gekommen, um in der Welt das Leiden abzuschaffen, wohl aber, um

Gemeinschaft zu haben mit den Leidenden und sie – uns – in die Gemeinschaft mit Gott zu führen.

Dabei und damit ist Jesus das Leiden der Welt nicht gleichgültig. Er denkt nicht im geringsten daran, den Dienst der Marta zu mißachten. Aber er ist der Überzeugung, daß der Glaube nicht ohne Liebe bleiben *kann*, das Hören nicht ohne Frucht des Dienens, daß aber die Liebe, die nicht in dem Grund der Gnade – im Hören – wurzelt, ihre Kraft bald verliert. Darum, also auch um der begründeten Liebe willen, bekommt Maria recht. Auch um der Diakonie willen ist das Hören das Eine, das not tut.

Auch wir sollten Maria, allen Einwänden entgegen, Recht geben. Zeiten des Glaubens waren in der Christenheit noch immer auch Zeiten der Liebe, so daß es nicht selten die Liebe war, die zum Glauben führte. Wo dagegen die Anstrengung der Liebe die mangelnde Kraft des Glaubens ersetzen muß, ist bald nur noch die tötende Forderung des Gesetzes zu hören, die eher zum Haß als zur Liebe führt. Erst der Glaube, der sich vor allem menschlichen Werk der Gnade Gottes getröstet, gibt die Freiheit zu rechtem Tun der Liebe. Denn die Werke des Glaubens stehen nicht unter dem Gesetz, Heil bewirken zu müssen. Das Gesetz führt den Menschen früher oder später in die Resi-

gnation, die ihn nach dem Motto leben läßt, jeder sei sich selbst der Nächste, oder in jenen verzweifelten Überschwang, der das Gute mit Gewalt erzwingen will. Das Leben aus der Gnade befreit den Menschen von jenen Anforderungen, die auch die Kraft größter Liebe übersteigen: Himmlische Gerechtigkeit auf Erden, die Abschaffung des Leidens, der Sieg über den Tod – das liegt nicht in der Kraft unserer Liebe. Liebe hat es immer mit dem Besten, nicht mit dem ganz Guten zu tun.

Darum hat die in der Gnade Gottes wurzelnde Liebe die Enttäuschung schon hinter sich; sie läßt sich nicht mehr entmutigen, nicht mehr erbittern; sie stellt sich nicht ungebärdig, wenn ihr Werk oft so fruchtlos erscheint.

Die aus der Gnade Gottes erwachsende Liebe ist mutig, denn sie fürchtet sich nicht vor dem Scheitern. Wo nämlich unser Tun scheitert, scheitern doch wir selbst nicht, weil wir in die Hände des gnädigen Gottes fallen.

Die in der Gnade Gottes begründete Liebe ist beweglich und offen für neue Wege. Sie kennt ja keine ideologischen Rezepte, die Heil oder Wohl der Welt verbürgen. Sie weiß die Welt in Gottes Hand und hält sich offen für die Begegnung des Augenblicks wie der barmherzige Samariter.

Nichts stimuliert die Liebe, den Dienst unserer Hände so sehr wie der Glaube. Nichts gefährdet die Liebe so sehr wie der Unglaube. Denn das Gesetz mag vorübergehend anspornen; auf die Dauer stumpft es ab und entmutigt, weil ich kein kleiner Gott sein kann. Kann ich mich mit meiner Sorge nicht mehr auf Gott werfen, bleibt auch mein Sorgen und Mühen zuletzt ohne Segen.

Darin liegt die Not unserer Zeit begründet, der technischer Fortschritt unendlich viel Möglichkeiten eröffnet hat und die, wie es scheint, doch weniger als je mit sich zurechtkommt. Sie erwartet mehr von sich, als sie leisten kann.

Darum bleibt auch für unsere Welt bestehen: Eines ist not, das Wort der Gnade, der Weg in die Freiheit der Kinder Gottes, die Botschaft von dem Heil, das darin besteht, daß wir als Empfangende leben.

Dies Heil ist auch der Boden, aus dem die Liebe erwächst. Darum bleibt auch um des Wohls der Welt willen das Eine not: die Erfahrung der gnädigen Zuwendung Gottes. Mit ihr wird es auch an viel Mühe und Sorge, ja, an dem besten Tun nicht fehlen.

Es ist ja etwas wahr an dem ›zugleich‹ von Maria und Marta, nämlich, daß der Glaube ohne die Liebe tot ist. Aber diese Reihenfolge bleibt unumkehrbar, so wie die Reihenfolge von Gott und Mensch, von

Schöpfer und Geschöpf, von Erlöser und Erlöstem unumkehrbar ist.

Und darum muß es bis in unsere politische Verantwortung hinein bei dem Einen bleiben, das not ist, und dabei, daß Maria das gute Teil erwählt hat.

Die Abkürzungen der biblischen Bücher und die Schreibung der biblischen Eigennamen erfolgten nach den Loccumer Richtlinien.

Lk = Evangelium nach Lukas

Röm = Brief an die Römer

1Kor = 1. Brief an die Korinther

1Tim = 1. Brief an Timotheus

**ERBAU
LICHE
REDEN**

Neukirchener Verlag

356

Walter Schmithals

**Das Eine,
das not tut**

**Ein biblischer
Vortrag zu
Lukas 10,38-42**